

Deutsch und Welsch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 34

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ausgrabungen des Kohlenlagers von Gondiswil bei Huttwil.

wieder sozusagen eine unmäßige, 20 bis 40 Meter über die heutigen Talböden hinaufreichend. Der größte Teil dieses sowohl tief herunter wie auch weit hinaufreichenden Schotters wurde später wieder hinausgeschafft. Gegen diese grandiosen Erdbewegungen ist die Schaffung des Panamakanals nur ein Kinderspiel! Jetzt verraten nur noch kümmerliche, terrassenförmige Reste an den Talgehängen die einstige Höhenlage und Ausdehnung. Solche Hochterrassenreste finden wir in den Griengruben östlich von Langenthal und Madiswil wie auch da, wo die Luthern ihre Richtung verändert, nämlich nordöstlich von Ushufen und bei Gettnau. Auch die eingangs erwähnte Schotterebene von Huttwil, die Talwasserseide, ist wahrscheinlich ein solcher noch nicht weggeführter Rest von Hochterrasse, der aber hier noch die ganze Talbreite ausfüllt.

Nun berichtet der Luzernergeologe Prof. Franz Joseph Kaufmann aus dem Jahr 1866 von einer 200 Meter östlich von der Huttwilerkirche gelegenen Griengrube: „In einer Tiefe von 6 bis 8 Fuß unter dem Boden der Grube soll sich laut Aussage eines Arbeiters ein $\frac{1}{2}$ Fuß mächtiges Lager von „Torf“ (wahrscheinlich diluviale Schieferkohle) befinden. (Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz, 11. Lieferung, 1872). In einer Fußnote fügt er bei: „In neuester Zeit höre ich, daß man diese Kohle wirklich angeschürft habe und sich an die Ausbeutung anschickte.“ Dieses Lager wird ungefähr im Niveau 640 Meter gelegen haben. Der nämliche ausgezeichnete Beobachter erzählt ferner: „Beim Schulhaus in Zell, 100 Meter nördlich von der Kirche, ist man vor einigen Jahren beim Fundamentgraben auf Necker von torfähnlicher Schieferkohle gestoßen. Das Terrain bestand meistens aus Sand.“ Diese Stelle wird ungefähr in 600 Meter sein.

Daraus geht zweierlei hervor: Einmal mußte der abwechselungsweise verlandende und wieder höher sich füllende See in der Ost-West-Richtung eine Ausdehnung von wenigstens 6 Kilometer gehabt haben. Er ist hier entstanden durch Stagnation und Versumpfung infolge zunehmender Grienauffschüttung im Aaretal und Unterlauf der Langeten und Wigger. Dann aber wurde dieses Torfgebiet zugeschüttet durch eine zirka 20 Meter dicke Grienschicht. Diese Schotterdecke ist nur noch östlich von Huttwil im Gebiet der Wasserseide

erhalten; da, wo man jetzt die Schieferkohle ausbeutet, ist sie glücklicherweise weg. Was da über den Kohlenlagern liegt, ist meistens nur Abschwemmung von den benachbarten Molassehügeln und Schuttkegelmaterial des Gondiswilerbaches.

Ferner erwähnt Kaufmann aus den Griengruben von Huttwil neben zahlreichen Nagelfluhgeröllen auch solche von Schratenkalk. Schratenkalkgerölle fand man aber nirgends mit Sicherheit in der Nagelfluh. Daraus schließen wir, daß kaum ein Fluß aus dem Nagelfluhgebiet des Napfs (Langeten) die Griendecke hergebracht habe. Nun stellt Oskar Frey in einer Studie über „Talbildung und glaziale Ablagerungen zwischen Emme und Reuß“ aus dem Jahr 1907 eine außerordentlich interessante Vermutung auf. Dieser Forscher hat Anzeichen dafür gefunden, daß die Emme einmal nicht mehr nach Burgdorf hinunter fließen konnte, sondern ihren Weg über Sumiswald der alten Bernstraße folgend (wie die Eisenbahn) nach Huttwil ein-

schlug, um von da über Zell und Gettnau das Tal der Wigger zu erreichen. Sie brachte die oben erwähnten Schratenkalkgerölle. Als Ursache dieser Flußverlegung erblickt O. Frey den vorrückenden Rhonegletscher der großen Eiszeit; er verbarrikadierte den Ausgang des Emmentales und des Langentales.

Dies alles setzt uns in den Stand, die Zeit der Schieferkohlenbildung noch genauer festzulegen. Allerdings werfen wir nicht mit Jahren um uns, sondern sagen nur: Es geschah in der zweiten Hälfte der mittleren Diluvialzeit (2. Interglazialzeit). Damals belebten bereits Menschen unsern Weltteil; die altsteinzeitliche Station Chelles an der Seine in der Nähe von Paris mag in diese Zeit fallen. Hierauf erfolgte in der großen Eiszeit die Zudeckung mit Ries. Endlich überflutete der Rhonegletscher die Jurawälle, drang ins Baseltal hinein und bedeckte auch die Gegend von Huttwil-Willisau. Einzig und allein der Napf gutete aus dieser grünlandartigen Eislandschaft heraus. Zeugen dieser Vergletscherung sind die Frrblöcke oder Findlinge, die leider auch in diesem Landesteil mehr und mehr verschwinden.

Doch zurück in die Gegenwart! Uns interessieren ja nur noch Kohlen! Die Ausbeute bei Gondiswil erfolgt als Tagbau. Das taube Material kann in leichter Weise weggeschafft und abgelagert werden. Ausdehnung und Dicke der Flöze wie auch die Qualität der Kohle verheißen Erfolg. Möge er sich einstellen! Materialproben finden sich im Naturhistorischen Museum an der Waisenhausstraße ausgestellt. Die Wissenschaft aber wird sich weiter mit dem interessanten Problem beschäftigen.

Deutsch und Welsch.

Ein kräftiges Wort über dieses Thema schreibt der Solothurner Nationalrat Adrian von Arx im „Schweizerland“*. Wir lesen da: „... Ein Nebel, das das Schweizer-

* Der Aufsatz trägt die Überschrift „Drei Kriegsjahre“ und setzt sich mit den wichtigsten schweizerischen Tagesfragen auseinander. Wir möchten bei dieser Gelegenheit auf die gutschweizerische Art hinweisen, die sich das „Schweizerland“ trotz der Kriegszeit in der Behandlung der großen vaterländischen Fragen bewahrt hat. Die Zeitschrift verdient die weitgehendste Unterstützung des Schweizervolkes. (D. Red.)

Volk gleich bei Anfang des Krieges befallen hatte, bestand in einer leidenschaftlichen Voreingenommenheit in Hinsicht auf die Kriegsführenden. Gleich nach den ersten Schüssen nahm man Partei und ließ sich durch die Ereignisse nur ungern belehren. Das Publikum der deutschen Schweiz hielt es mit den Deutschen, dasjenige der romanischen Schweiz mit den Franzosen und Engländern. Daß das so kam, schreibe ich in erster Linie den Zeitungen zu und zwar insbesondere den Tagesblättern in den Städten und Flecken, auch den Zeitungen der größeren Landbezirke. Man freute sich über die Wirkung der großen „Brummer“ und nahm alle Verletzung des Völkerrechtes, die Bomben, mit denen Dörfer und Städte beschossen und die aus Luftschiffen geworfen wurden, die Gasangriffe, die Flammenwerfer und schließlich auch das Versenken der neutralen Schiffe mit Mann und Maus ohne ein Wort des Tadels hin.

Wie war diese Sinnesart zu erklären?

Sie war von langer Hand vorbereitet worden. Die Zeitungsschreiber der deutschen Schweiz hatten gelernt, von der deutschen Presse zu leben. Es gab Blätter und Blättlein, die alle Wochen zweimal einen Leitartikel der „Frankfurter Zeitung“ oder des „Berliner Tageblattes“, oder auch der „Straßburger Ztg.“ oder einer andern deutschen Quelle abrichteten. Dieses Abschreiben, Jahrzehntelang betrieben, hatte Folgen: man schrieb sich in den Ton, ja in die Auffassung, der Politik der fremden Blätter hinein. Die „Frankfurter Zeitung“ und das „Berliner Tageblatt“ gingen an; ihre Richtung war fortschrittlich und bei den damaligen Zuständen im Reiche häufig den Gewalthabern ungünstig gestimmt. Das schweizerische Publikum ließ sich diesen Pressedienst ohne viel Nachdenken gefallen. Aber die schlimmste Seite trat zu Tage mit dem Kriegsausbruche. Natürlich schob die deutsche Presse, auch die oppositionelle, die Schuld am Kriege den Feinden zu. Das Vaterland war in Gefahr geraten, und da kam es auf Gründe der Wahrheit und des Rechts nicht mehr an. Unglücklicherweise schrieben die deutschschweizerischen Zeitungen auch damals noch die Artikel der deutschen ab und sie bekamen sie nun in Fülle und unentgeltlich zugesandt. Das Abdrucken ist heute noch im Schwange...

Die Klugheit läßt uns wünschen, daß um uns herum keine Macht so übergewaltig werde, daß ihrer Eroberungslust keine Schranken mehr gesetzt wären. Früher, als noch das europäische Gleichgewicht bestand, durften wir annehmen, daß man bei dem Angriff auch einer Großmacht nicht allein stehen werde. Andere Staaten konnten in ihrem eigenen Interesse nicht zugeben, daß wir überwältigt oder gar unterjocht würden...

Unser Land, weil es das schönste der Erde ist, vermag wohl einen Herrscher nach seinem Besitz lüstern zu machen. Daß es militärisch eine große Bedeutung hat, ist für jenen eine Lodung mehr. Unsere Städte sind reich; sie würden die Kriegskassen füllen. Unsere Jugend ist rüstig; sie würde die Reihen verstärken. Keine Stammesverwandtschaft, keine Sprachgemeinschaft könnte verhindern, daß es uns sehr schlecht erginge. Wofern nämlich man sich nicht vor vornherein darein schickte. Das Elsaß ist ein Beispiel. Weil es sich dem neuen Herrn nicht gutwillig fügte, erfuhr es scharfe kaiserliche Ungnade. Man wollte es zur Liebe zwingen und verschärfte die Widerspenstigkeit. Als man diese äußerlich unterdrückte, flüchtete sie sich als heimlicher Groll in die Herzen. Der Haß wird immer größer und die Notwendigkeit, sich der Unzufriedenen zu entledigen, immer dringender. Man besinnt sich darauf, daß das Reich Ueberfluß an Menschen hat, die bereit sind, die Stelle der alten Bewohner einzunehmen. Bald ist das einheimische Volk noch gut genug, die niedere Arbeit zu verrichten, aber alle höhern Stellen und Aemter bleiben ihm verschlossen. Rangierer, Bahnwärter kann es im Eisenbahndienst werden, aber schon nicht Lokomotivführer, und Ingenieur gar nicht. Fremde Professoren und Lehrer, auch Geistliche und Anwälte ziehen herbei. Das einheimische Element sucht

sich in Handel und Industrie nützlich zu machen, aber schon beginnt fremdes Kapital sich dieser zu bemächtigen und auswärtige Direktoren und Prokuristen verdrängen die Alten. Die Bauern... ja auch die Bauern sind nicht mehr sicher auf ihrem Erbe, dem Boden, den die Väter urbar gemacht haben und den sie seit Geschlechtern bebauen. Man hat in Polen die Probe gemacht auf dasjenige, was dem Elsaß bevorstehen kann. Man hat Mittel gefunden, die Bauern durch Expropriationen zu vertreiben. Je hartnäckiger ihr Sinn, ihr Troß ist, umso eher wird man ihre Güter in die Hände fremder Einwanderer zu bringen wissen. Alles das ist nicht aus der Luft gegriffen, sondern Erfahrung, die man zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts gemacht hat.

Ich sah vor mir die fremde Invasion, und daß sie, wenn nicht durch den Krieg, sich schon im Frieden durchsetzen werde. Wollen wir uns gegen sie durch Gesetze wehren, wie man eines gegen die Ueberfremdung im Plane hat? Es steht bei der fremden Macht, das Zustandekommen dieses Gesetzes zu verhindern. Man sollte allerdings meinen, wir seien souverän in unserer Gesetzgebung. Aber wenn man einen diplomatischen Druck auf uns ausübt? Wo sind die Helfer, die verhüteten, daß wir uns beugen müßten? Selbst um unsere Berge werden sie uns bringen, bis in die Klüften hinauf wird der fremde Drang dringen. Große ausländische Städte werden sie mit ihren Mitteln ausstatten, sie auf ihren Namen taufen und der Schweizer, der dort ankommt, wird den Vortritt den Fremdlingen zu überlassen haben.

Und man glaube nicht, das Geschick durch Dienstwilligkeit und Beflissenheit abwenden zu können. Einige freilich üben sich heute schon in dieser, namentlich in den Zeitungen. Aber das Volk im Ganzen wird unfähig dazu sein. Man hat nicht umsonst eine Geschichte der Freiheit von sechs Jahrhunderten und ist nicht ungestraft hundert Jahre lang eine Demokratie gewesen. Die andern haben das Gehorchen länger geübt und besser erlernt als wir. Wir würden im Dienen nur Stümper sein. Kein Volk vermöchte so elend zu werden wie das Schweizervolk, weil es das Glück der Freiheit genossen hat und es nicht zu vergessen wüßte. Wie dem gestürzten Engel wäre es ihm besser, den Himmel nie gekannt zu haben.

Die welschen Schweizer haben noch etwas anderes zu verlieren als die Freiheit: ihre Sprache, ihre Kultur. Es ist kein Zweifel, daß sie, wenn Frankreich, England und Amerika besiegt wären und die Schweiz dem Sieger anheim gestellt würde, das Schicksal der deutschsprechenden Schweiz teilen würden, so gut wie die Tessiner. Sie könnten nicht hoffen, die einen an Frankreich, die andern an Italien zu kommen, wenn das ein gelinderes Los schiene. Sie denken auch nicht an die Möglichkeit, dachten nie daran, äußerten kein Wort darüber. Sie versuchten nur, den Schweizern deutschen Stammes die Augen zu öffnen über die gemeinsame Gefahr und sprachen von dieser laut und leidenschaftlich. Als sie nicht so rasch Gehör fanden, als sie zu verdienen glaubten, da wandten sie sich... nun, wohin? An die Franzosen? An die Italiener? Nein. Sie blieben Schweizer, nur bekümmert als vorher. Und sie erinnerten sich, daß die Schweiz ein Bundesstaat ist, in dem es zweiundzwanzig souveräne Kantone gibt. Sie suchten sich in den Föderalismus zu retten. Wenn man sie im Bunde nicht zu Wort kommen ließ, so fingen sie an, in den Kantonen zu reden. Da das eidgenössische Parlament keine Proteste laut werden ließ gegen das, was nach ihrer Meinung des Protestes bedurfte, so protestierten sie in den Großräthen der Kantone. Manchmal auch auf der Straße, was vom Uebel war. Von dem Schärfein der Klosterbrüder, die im Konvent hätten versammelt sein sollen, zog sich jeder in seine Zelle zurück. Sie werden schon wieder zusammen beten lernen...“